

Leseprobe aus:

Eva Kurowski

Gott schmiert keine Stullen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

ICH ALS KAWENZMANN

Es begann damit, dass mein Vater, der ein begeisterter Trompeter, Marxist und Graphiker war, einen Samenerguss hatte, und zwar in meiner Mutter. Das hat man mir wenig später ganz ausführlich in einem progressiven Kinderaufklärungsstück vom freien Theater <Rote Grütze> so erklärt.

Meine Mutter fing sofort an zu stricken, denn sie war im Kloster auf einer Haushaltsschule gewesen.

Da ihr nicht schlecht war und sie auch keine Pickel hatte, dachte sie, dass es ein Mädchen wird, und wählte rosa Wolle für den Strampelanzug. Später gesellte sich ein blauer Streifen dazu, was ein paar Mückenstichen zu verdanken war, die sie fälschlich als Pickel interpretierte. Das rosa Wollmützchen bekam dann auch ein blaues Streiflein, da hatte sie eine verdorbene Pastete gegessen und kotzte wie ein Reiter.

Mein Vater wollte, dass ich von Anfang an politisch korrekt, frei und progressiv erzogen werden sollte, denn er war sehr stolz auf meinen Opa, der als Kommunist während der Nazizeit im Gefängnis gegessen hatte.

Als es im Oktober 1965 endlich so weit war, gingen wir in das Städtische Volkskrankenhaus in Essen, wo die Hebamme schon mit ihrem Werkzeug wartete. Mit Hammer und Sichel wurde ich entbunden und von der gewerkschaftlichen Bergmannskapelle mit einem Schalmeien-Ständchen begrüßt.

Das Herz meines Vaters schwoll an, als er sah, dass ich zum Kampfe bereit die linke Faust geballt hielt.

Als Zeichen der Solidarität sollte ich den hebräischen Namen Eva bekommen, man nannte mich aber <Kawenzmann>, denn ich war dick und befand mich im Ruhrgebiet.

Genau gesagt: in Oberhausen. Das liegt zwischen Essen, Duisburg und Mülheim.

Das sind so Städte wie Dortmund, Herne und Wanne-Eickel.

Immer wenn man mich aus dem Wagen hob, hörte ich: <<Bohr, watt 'n Kawenzmann!>>

Nach einiger Zeit hielt ich das für meinen Namen.

Als man mich später nach meinem Namen fragte, sagte ich Wenze, denn ich konnte das K noch nicht, also hieß ich Wenze.

Manchmal sogar Wenzeremos.

Meiner Mutter war inzwischen egal, wie ich hieß, denn ich sollte eigentlich ihre Natascha werden. Natascha Kurovski, die berühmte Primaballerina.

Meine Mutter hatte diese romantischen Träume, die sie mit mir verwirklichen wollte. Alle Frauen in Oberhausen haben versucht, sich wegzuträumen, und viele nannten ihre Töchter nach irgendwelchen Schlagern. Die Mädchen auf unserer Straße wurden dann auch von ihren Müttern lautstark bei ihrem Schlagernamen gerufen:

<<Aaa-nii-taa!!! Essen kommen!!!>>

Dann war ich aber doch keine Natascha geworden, mein Vater hatte sich durchgesetzt. Nun hieß ich erst mal Kawenzmann, sollte aber trotzdem Primaballerina werden.

Meine Mutter glaubte nämlich sehr stark an ihre Träume. In ihrer Phantasie hat sie immer richtig weit vorausgedacht.

So überredete sie sogar den Kinderarzt, die Impfungen

ihres Kawenzmanns lieber unter die Achselhöhle machen zu lassen, damit man später im Fernsehen bei den Nahaufnahmen keine Impfnarbe am Oberarm sehen würde. Da der Name verpflichtet, wurde ich ordentlich gefüttert, und bald hielt ich auch, was der Name versprach: Ich war richtig schön dick.

Eine richtig dicke Primaballerina. Der Arzt meinte aber, ich würde abnehmen, wenn ich anfang zu laufen.

Meine Mutter dagegen versuchte sofort, wieder richtig schön dünn zu werden. Mit der Brigittediät erlangte sie dann auch schnell wieder ihre alte Figur zurück, die mein Vater ihr angeblich versaut hatte. Die Schwester meiner Mutter hieß nämlich Brigitte. Und mit der Brigitte stritt sie immer so, dass es ihr auf den Magen schlug. Dann war meine Mutter sauer und konnte nichts essen. Dabei sah sie auch nach der Geburt immer noch aus wie ein wunderschöner Storch, aber in den Modezeitschriften, die sie las, wurde gerade Mager sucht modern. Von da an meinten alle Frauen, sie wären zu dick.

Mein Vater fand, dass wir uns bilden sollten, und las uns abends aus <Die Frau und der Sozialismus> von August Bebel vor, wobei wir gut einschliefen. Dann verließ er mit seiner Jazztrompete leise das Haus, um sich in den Essener Jazzclubs für wenig Geld die Nächte um die Ohren zu blasen. Früh am Morgen sah er dann auch ganz schlimm aus. Das war eine unheimlich schwere Arbeit, von der sich mein Vater nur langsam erholte. Trompete ist nämlich ein sehr anstrengendes Instrument. Meine Mutter und ich dagegen waren um sieben in der Früh schon ausgeschlafen und voller Tatendrang. Besonders meine Mutter hatte am frühen Morgen so viel Energie, dass sie erst mal die komplette Wohnung durchsaugte. Wenn sie dann das Schlafzimmer fertig gesaugt

hatte, stand mein Vater auf und ging zum Frühstück in die Küche, damit sie die Betten machen konnte.

Während er dann am Küchentisch frühstückte, hat meine gewissenhafte Mutter, egal wie kalt es draußen war, schnell noch das Küchenfenster geputzt und fing auch schon an zu kochen. Mittagessen.

Meine Mutter konnte das alles unheimlich gut und perfekt.

Mittlerweile hatte mein Vater fertig gefrühstückt und wollte am liebsten noch gemütlich eine Weile in der Badewanne liegen und Zeitung lesen. Aber auch im Bad hatte meine Mutter schon feucht durchgewischt. Sie wirkte inzwischen sehr angespannt, doch das verminderte nicht ihren Elan. Erhitzt vom Putzfiel, kochte sie innerlich wie eine Dampflok vor lauter Saubermach-Wut. Ich erinnere mich deutlich an das Gekirre der Gläser im Schrank, wenn sie durch die Bude stampfte.

Also setzte sich mein Vater besser gleich nach dem Frühstück ungewaschen an seinen Zeichentisch, wo er versuchte, uns mit politischen Karikaturen zu ernähren, die er an progressive Zeitungen verkaufte. Er konnte an einem Morgen fünf lustige Zeichnungen erfinden. Er war richtig berühmt, und seine Zeichnungen wurden ständig kopiert und weitergedruckt, ohne dass er davon etwas wusste. Er war immer total überrascht, wenn er mal wieder eine Zeitung von den Jusos oder den Gewerkschaften aufschlug und seine Zeichnungen darin sah. Die Jusos wurden von der SPD kurzgehalten, und die Gewerkschaften waren auch noch nicht so mächtig. Die konnten sich vielleicht gar nicht leisten, meinem Vater die fünfzig Mark für eine Zeichnung zu bezahlen. Also hat er unheimlich oft umsonst für «die gute Sache» gearbeitet.



Dann rief er bei den Zeitungen an und ließ sich erklären, warum seine Arbeit nicht bezahlt wurde. Das machte ihn ein wenig traurig, und darum übte er Blues auf der Trompete bis zum Mittagessen. Er badete einfach am Nachmittag in Ruhe. Da traf sich meine Mutter nämlich mit meiner Tante, und sie gingen mit mir Teita machen und Gagacks füttern im Kaisergarten.

Manchmal machte mein Vater auch für den kleinen kapitalistischen Volkswagenhändler am Bahnhof die Schaufensterdekoration.

Der Volkswagenhändler war eigentlich ganz in Ordnung, wenn man den besser kannte. Und mein Vater kannte den. Als Fotomodell nahm er einfach meine Mutter.

Meine lange, schlanke Mutter, die mit ihrem schlichten Kostüm, den Pfennigabsätzen und der Turmfrisur dem Schönheitsideal der sechziger Jahre entsprach, setzte sich auf den Kotflügel des neuesten Käfers, um dort von meinem Vater anspruchsvoll mit einem Schwarzweißfilm fotografiert zu werden. Die riesigen Abzüge hat er auf große Tafeln geleimt und diese im Schaufenster zwischen den Autos an Nylonfaden aufgehängt, was sehr modern und elegant aussah.

Der Volkswagenhändler hat dadurch bestimmt ein paar Autos mehr verkauft und ist ganz reich geworden. Doch meinem Vater hat er von dem vielen Geld nur einen ganz kleinen Teil abgegeben. Genau dagegen zeichnete mein Vater dann Karikaturen.

Damit hat er aber nicht so viel Geld verdient wie bei dem VW-Händler.

Die Bosse zeichnete er immer in Anzügen und die Arbeiter mit Arbeitshelmen und Latzhosen. Das hatte zur Folge, dass ich später überhaupt nicht verstand, was die Gewerkschaftsfunktionäre auf den 1.-Mai-Kundgebungen zu suchen hatten, denn sie trugen Anzüge und die Arbeiter jubelten ihnen trotzdem zu.

Am ersten Mai versuchte mein Vater, das eingebildete Figurproblem meiner Mutter durch die langen Protestmärsche der Arbeiterbewegung zu lösen, aber sie hatte bald schon keine Lust mehr mitzukommen. Mein Vater dagegen war im Demonstrieren richtig sportlich und aktiv bei der Sache.

Sogar in den Achtzigern noch zog er mit der Friedensbewegung zu Gewaltmärschen los. Am Ende wurde ihm das



lange Wandern aber auch zu anstrengend, und so beschallte er später die Ostermarschgänger der Friedensbewegung mit seiner Jazzband von einem mitfahrenden Lastwagen.

Da hat er dann auch etwas zugenommen.

Meine Mutter ging derweil lieber tanzen, denn auch sie liebte die Musik. Als mein Vater sie dabei ertappte, wie sie heimlich beim Bügeln Radio Luxemburg hörte und alle Schlager fehlerfrei mitsingen konnte, fand er, dass wir doch so viele gute Schallplatten hatten und darum das Radio gar nicht brauchten. Mein Vater besaß nämlich eine riesige Sammlung amerikanischer Blue-Note-Jazzscheiben von politisch korrekten Afroamerikanern, die dreißig Jahre

später sehr wertvoll wurde, aber das wussten nur ganz wenige.

Er erklärte meiner Mutter, dass er entsetzt sei über ihren Musikgeschmack. Dazu öffnete er das Küchenfenster und schmiss das Radio auf den Hof, wo es in seine Einzelteile zerlegt den Grundstein bildete für ein Jugend-forscht-Programm.

Meine Mutter war aber nicht so gut in Physik und konnte deshalb mit dem Radio gar nichts mehr anfangen.

Eine Woche darauf landete neben dem Radio der Fernseher unserer von Sozialhilfe lebenden Nachbarn. Sie hatten am Morgen grade die Stütze abgeholt und erst mal eine Stange Ernte 23, einen Kasten Bier, Flasch' Korn und auch Kartoffelchips und Cola für die Kinder eingekauft. Der Ärger des Nachbarn bezog sich aber nicht auf den Inhalt des Fernsehprogramms, sondern die Bude hatte schon zu, und das Bier war alle.

Die Nachbarskinder Anita, Monika, Männi, Flipper und Bonanza kamen daraufhin öfter zu uns, um die Schlager in der Hitparade und die Fernsehserien, nach denen sie benannt waren, anzuschauen. Meine Mutter litt sehr unter dem Verlust des Radios. Sie tröstete sich mit Arztromanen und beschloss bald, Krankenschwester zu werden.

Meine Mutter hatte im Zweiten Weltkrieg keine schöne Kindheit in Danzig gehabt, und auch sie träumte von einer besseren Welt. Mein Vater holte sie jedoch immer wieder aus ihren Träumen heraus, indem er ihr schreckliche Dinge aus der Zeitung vorlas, von denen sie lieber gar nichts wissen wollte. Sie konnte das alles emotional nicht verkraften und sehnte sich nach geordneten Verhältnissen und einer heilen Welt.

Mein Vater hingegen gab sich nicht mit seinen Träumen

zufrieden, er wollte für eine bessere Welt kämpfen. Er war hingerissen von der wilden Studentenbewegung der sechziger Jahre: Hier konnte er sich intellektuell austoben und genoss die Freizügigkeit, die ein Künstler brauchte, um inspiriert zu sein.

Er entdeckte seine Leidenschaft für Aktmalerei und FKK-Urlaub, den meine Mutter wiederum gerne mitmachte, denn sie hatte sehr viele schöne selbstgenähte Kleider, die sie streifenfrei und wie die amerikanischen Hippies ohne BH tragen wollte, um modern zu sein. Da trafen sich also endlich doch die Geschmäcker.

Aber um in den sechziger Jahren etwas Farbe zu bekommen, waren wir gezwungen, das Ruhrgebiet zu verlassen, denn Tausende von Schloten und Schornsteinen sorgten mit ihren Rußpartikeln für eine flächendeckende Dunstglocke, die das Sonnenlicht bis zu achtzig Prozent abfilterte. Bei Smog sogar zu neunundneunzig Prozent. In allen Städten stank es gleich schrecklich. Das kam durch die Stahlindustrie. Überall wurde unter Tage nach Kohle gewühlt. Das komplette Ruhrgebiet wurde ausgehöhlt, um den Stahl zum Schmelzen zu bringen. Die ganze Kohle wurde an Ort und Stelle verbrannt.

Das Rauchen in der Öffentlichkeit war noch nicht verboten, und so rauchte es aus allen Schloten. Übrig blieb die Schlacke.

Jeder musste den Dreck inhalieren, auch die Nichtraucher, die in den Hütten und Zechen arbeiteten und dort in den Zechensiedlungen lebten. Aber der Dreck zog gerechterweise gleichmäßig über das gesamte Ruhrgebiet, und so mussten auch die reichen Industriellen an der Ruhr die krebserregenden Partikel einatmen.

Trotzdem hielten sich die Essener für die Besseren, mit

ihrem Stadtwald, der Universität, der Folkwangschule oder ihrem Grugapark und der Ruhr, Schlösschen hier, Schlösschen da ... Dabei sah es in den Wohnvierteln der normalen Leute genauso dreckig aus wie in den anderen Städten auch. Das kleine Mülheim an der Ruhr hielt sich sogar für am Besten und machte auch bei all dem Gestank auf heile Welt und Naturidylle. Da wohnten dann die Industriellen, die durch das Dreckmachen Millionäre geworden waren, in den pompösen Villen am verträumten Ruhrufer. Als deren Kinder aber auch Krupphusten bekamen, hat Mülheim als erste Stadt aufgehört mit der Wühlerei nach Kohle und dem ganzen Dreck.

Ehrlicher waren da die Duisburger. Die hatten ihre Dreckschleudern mitten in der Stadt stehen, wie die Oberhausener auch.

Oberhausen war mit die ehrlichste Stadt von allen.

Hier war es so richtig scheiße, und niemand bemühte sich, das Gegenteil zu behaupten. Oberhausen liegt zwar mitten im Ruhrgebiet, hat aber überhaupt keine Ruhr. Stattdessen haben die Oberhausener den gradlinigen Rhein-Herne-Kanal mit der parallel daneben fließenden und unwahrscheinlich stinkenden Emscher anzubieten. Wir sagten Kötterbecken, und das stimmte sogar. Die gesamten Fäkalien des Ruhrgebiets flossen als zähflüssige Masse dort hinein. Möwen flogen über das Kötterbecken und pickten irgendetwas aus der dampfenden Brühe heraus. Das war aber auch romantisch. Möwen im Fäkalnebel. Eine ehrliche Romantik.

Auf dem Kanal wurde ununterbrochen Kohle und die nach Teer stinkende Schlacke verschifft. Und direkt neben dem Kanal mit dem Kötterbecken lag der wunderschöne Kaisergarten mit rosa Schlösschen und Tierpark. Dort wur-

den neben Hirschen, Ziegen, Meerschweinchen und Eseln auch Wölfe, Füchse und Wildschweine gehalten, die mit ihrem strengen Geruch dafür sorgten, dass der auf Erholung angewiesene Oberhausener Malocher die Scheiße aus der Emscher nicht so stark roch. Daran hat sich bis heute nichts geändert, bloß dass nicht mehr so viel Scheiße in der Emscher schwimmt.

Der Kaisergarten war und ist der schönste Ort von ganz Oberhausen.

Rings um den Kaisergarten herum gab es Industrie. Der riesige Gasometer warf seinen Schatten über alles, überall standen dampfende Kühltürme herum, und die stinkende Schlacke wurde unermüdlich zu immer größer werdenden Bergen aufgetürmt.

Ein paar alte Häuserzeilen waren im Krieg nicht zerbombt worden. Je nachdem, wo sie standen, waren die verschnörkelten Fassaden entweder mit frischen Farben bepinselt, oder sie waren schwärzlich braun und bröselten so vor sich hin.

Hier und da standen auch noch ein paar halbe Gebäude herum, und man konnte genau sehen, was die da für Tapeten hatten.

Der Rest der Stadt war hastig nach dem Krieg mit hässlichen Häusern zugebaut worden, und überall ragten Fördertürme, Hochöfen und Kühltürme auf. Am Abend fing der Himmel an zu leuchten, und man sah glutrote Dampf Wolken aufsteigen.

Das nannte sich Abstich. Die Menschen betrachteten es wie ein einzigartiges Naturereignis und versuchten, es schön zu finden. Solange es rauchte und stank, hatten sie Arbeit. Es wurde gefackelt, was das Zeug hielt. Hier lebte man, um zu arbeiten. Und als in den achtziger Jahren die Kohle nach

hundert Jahren Buddelei endlich abgebaut war und der Dreck aufhörte, kamen die Holländer mit ihren Bussen über Oberhausen gerollt, um sich auf den Schlackebirgen zu erholen. Auf der Schlacke geht man heute spazieren und freut sich über die künstlichen Gebirgslandschaften. Die wurden nämlich begrünt. Dort wachsen jetzt Mischwälder auf dem Dreck. Da wandern jetzt die Holländer, und anschließend shoppen sie im Oberhausener Centro, dem Einkaufsparadies. In Bottrop kann man inzwischen sogar auf künstlichem Schnee einen künstlichen Schlackeberg runterrodeln. Das ist natürlich auch sehr interessant für Holländer. Die haben da ja alles flach. Die Oberhausener fahren auch weiterhin zu den zwei Brüdern von Venlo und kaufen da ihren Kaffee.

Aber das sollte erst dreißig Jahre später geschehen. Bis dahin musste noch einiges an Kohle und Erz verschlackt werden, um die Berge so schön hinzukriegen.

Damals war Oberhausen jedenfalls noch eine ehrlich stinkende Ruhrgebietsstadt.

Wir mussten also verreisen, um braun zu werden.

Natürlich war das Reiseziel das sozialistische Jugoslawien, in dem Tito Staatschef war. Und so sollte ich eine völlig andere Welt kennenlernen.

JUGOSLAWIEN

Zum ersten Mal sah ich richtig blauen Himmel. Zum ersten Mal hörte ich Zikaden und roch das Meer.

Wir fuhren die Küste entlang und stellten fest, dass die kroatischen Lkw-Fahrer total englisch fuhren. Besonders in den Kurven kamen sie uns ständig auf unserer Spur entgegen. Da entdeckten wir auch schon die Inseln, Krk und Brač, und irgendwann landeten wir auf einer, die hieß Hvar.

Eine Fähre brachte uns auf diese schöne lange schmale Insel, die für den kollektiven Lavendelanbau berühmt war. Wir bereisten die Insel mit unserem alten Mercedes, dessen Rost die Vergänglichkeit des kapitalistischen Systems zum Ausdruck brachte.

Auch wenn die Asphaltierung plötzlich aufhörte und der weitere Weg einen breitgetretenen Eselpfad darstellte, war für meinen Vater und seinen Pioniergeist die Fahrt noch lange nicht zu Ende. Auf einem rostroten sozialistischen Schotterweg trafen wir schließlich auf ein riesiges schwankendes Bündel Reisig.

Unter dem Reisig war Maria, die noch neun Kilometer Weg bis zu ihrem kleinen grauen Dorf aus Felsstein vor sich hatte, wo sie versuchte, sich zu Hause zu fühlen. Wir packten ihr Reisigbündel auf das Autodach, nahmen Maria mit und versuchten, ihren Geruch romantisch zu finden.

Der Geruch des Dorfes dagegen bestand aus der wirklich

romantischen Mischung von Eselkot, Lavendel, Ziegenstall, Essig, verbranntem Geäst und den auf Steindächern trocknenden geschwefelten Feigen und Weintrauben. Das Dorf war aus dem felsigen Boden gebaut worden, auf dem es stand.

Die Häuser mit ihren aus grauem Fels geschlagenen Dachpfannen waren von weitem unsichtbar. In einem der verwinkelten grauen Steinhäuser mit kleinem Innenhof wohnte Maria mit ihrem Mann Marin und dem Geist ihres betrunkenen, bei einem Autounfall ums Leben gekommenen Sohnes.

Da ich eine Windel trug, brauchte ich nicht auf das Plumpsklo zu gehen, sondern ich ließ einfach laufen. Meine Mutter wollte auch nicht da drauf, also ging Maria mit ihr in den Ziegenstall. Dieser erwies sich als hygienischer. Sie selbst ging auch immer zum Pinkeln hierher, da es hier nicht so viele Fliegen gab.

In dem felsgrauen Innenhof aus Naturstein führte eine lange massive Außentreppe in die Küche hinauf, aus der es nach Essig und Maria roch.

Maria hackte Weißkohl, Kartoffeln und Knoblauch und kochte daraus für uns eine Suppe, die sie mit Paprikapulver rot färbte. Dazu gab es ein wirklich leckeres Weißbrot.

Dann saßen wir an dem großen Tisch, auf dem ein Wachtuch mit klebrigem Blumenmuster haftete, und aßen alles auf, hungrig, wie wir waren. Meine Mutter erzählte uns auf einmal von ihrer Kindheit in Danzig, als dort Krieg war.

Mein Vater fand die Suppe einfach lecker.

Zum Nachttisch gab es Pelinkovac, das ist Pflaumenlikör.

Maria hatte ihrem Sohn früher Mohnsamen in ein Tüchlein gebunden, es in Pelinkovac getaucht und ihm diesen selbstgebastelten Schnuller zum Einschlafen gegeben.